

Mildred täuscht sich nie

Von Richard Keverne

Es war schon ziemlich dunkel, als Sir Miles Hebers mit seinem Gast, Colonel Warren, auf sein Landhaus Neighton Grange, Surrey, zurückkehrte.

Blake, der Kammerdiener servierte den Whisky im Rauchzimmer. Seine Stimme war angenehm und höflich ohne Untertwürfigkeit. Seine Bewegungen waren sicher und geräuschlos.

„Ladellos wie immer!“ sagte Sir Miles, als er den ersten Schluck genommen hatte. Blakes Gesicht drückte respektvolle Freude aus.

„Danke Sir!“ sagte er.

„Wir werden abends spät nach Hause kommen, Blake. — Sorgen Sie dafür, daß im Kamin noch Feuer ist.“ Blake verneigte sich.

„Ich werde auch noch einige Sandwichs herrichten lassen. — Außerdem sollte ich anrichten, daß der Herr und die Dame, die My Lady in ihrem Brief erwähnt hatte, heute nachmittags hier waren. Sie haben sehr bedauert, Sir Miles nicht anzutreffen und lassen durch mich ihren herzlichsten Dank für die Besichtigungsurlaubnis bestellen . . .“

„Es sind Kunstfreunde, die Mildred in Mentone kennengelernt hat. Sie haben sie, Neighton Grange besichtigen zu dürfen. — Dr. Carron soll Kunstexperte sein.“ wandte sich Sir Miles erklärend an den Colonel. „Ich danke Ihnen, Blake. Sie können jetzt gehen . . .“

„Wo haben Sie eigentlich diesen vorbildlichen Kammerdiener hergezaubert, Miles?“ sagte der Colonel, als sich die Türe geräuschlos hinter Blake geschlossen hatte. „Ich kenne ein paar Leute, die Sie nicht wenig um ihn beneiden!“

„Fragen Sie mich nicht, mein Lieber! Natürlich war es wieder ein Jüngling Mildreds. — Sie wissen, Mildred hält sich für eine gewaltige Menschenkennlerin und wann braucht man dieses Talent nötiger, als bei der Auswahl seiner Angestellten. Sie ist wirklich eine entzückende Frau und wenn sie einen Fehler hat, dann ist es der, daß sie immer recht behält. — Dieser Blake zum Beispiel, war mir im Anfang nicht sympathisch. Aber heute muß ich zugeben, daß er der beste Kammerdiener ist, den ich je gesehen habe. Mildred dürfte also wieder einmal recht behalten . . .“

Blake half dem Chauffeur die Reisefedde sorgfältig um die Weine der beiden Herren zu legen, dann verneigte er sich respektvoll und trat zurück.

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich in der gleichen Sekunde, als das Schlüsseldes Wagens im Nebel untertauchte. Die früher ausdruckslosen Züge seines Gesichtes wurden hart und energiegel. Einen Moment stand er regungslos. Gespannt nachdenkend betrachtete er das Haus . . .

Ein wenig später hatten die übrigen Hausangestellten Gelegenheit festzustellen, daß Mr. Blake heute merkwürdig gerüstet und wenig entgegenkommend war. Sie fühlten sich erleichtert, als er die Diensträume verließ. Er hatte

doch ein wenig zu merkwürdige Gewohnheiten! Wortlos im höchsten Grade, schenkte er niemandem Vertrauen. Irgendwas schien mit ihm wirklich nicht richtig zu sein . . .

Inzwischen durchschritt Blake die Halle. Eine Weile stand er noch sinnend vor dem großen Kamin. Ein Beobachter hätte gefunden, daß Mr. Blake plötzlich ein wenig alt und verbraucht aussah, als laute etwas auf seinen Schultern, als er so in die flackernden Holzscherte blickte. Dann betrat er in raschem Entschluß den Salon, ohne die elektrische Beleuchtung anzudrehen.

Mit wenigen Schritten war Blake bei dem altertümlichen Sekretär, der den Schatz von Neighton Grange, zwei Miniaturbilder Holbeins, enthielt. Mit einem raschen Griff nahm er sie von ihrer Samunterlage und schob die Lade wieder zu. Blake hätte des Urteils Doktor Carrons, des Besuchers vom Nachmittag, nicht bedurft, um zu wissen, daß die beiden Kunstwerke ein Vermögen repräsentierten . . .

Lied der ägyptischen Kornträger

Dies ist das älteste uns erhaltene Arbeiterlied der Welt, entstanden um 150 vor Chr. Geb. Die deutsche Nachdichtung besorgte, frei nach Kludund, Fritz Hoff.

Garden und weißen Spelt
Tragen wir Tag für Tag.
Alle Speicher sind voll,
Alle Schiffe gefüllt.
Schon quillt Korn über Bord,
Uns aber treibt man und treibt.
Hungernnd gehn wir gebückt,
Unsere Rücken aus Erz,
Unsere Herzen aus Erz
Tragen Tag für Tag.

Garden und weißen Spelt
Tragen wir Tag für Tag.
Alle Speicher sind voll —
Unsere Mägen sind leer.
Schon quillt Korn über Bord —
Weiß und Rind aber schreien.
Hungernnd gehn wir gebückt,
Unsere Rücken aus Erz,
Unsere Herzen aus Erz
Tragen Tag für Tag.

Hunger und heißen Haß
Speichern wir Tag für Tag.
Unsere Herzen sind voll,
Unsere Mägen sind leer.
Schon quillt Korn über Bord,
Gold in den Taschen der Herren.
Nicht mehr gehn wir gebückt!
Unsere Herzen sind Erz,
Unsere Fäuste aus Erz
Schlagen Schlag um Schlag.

Benige Minuten später befand sich Blake wieder in der Küche, wo er der Köchin auftrag, die Sandwichs bereitzustellen. Dann begab er sich ruhig auf sein Zimmer, setzte seine Pfeife in Brand und studierte die Times. Nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß er jedem Geräusch aus dem Park die größte Aufmerksamkeit schenkte.

Als das leise Surren eines Automobils an sein Ohr drang, erhob er sich und schritt vorsichtig tastend durch die dunkle Halle. Leise trat er vor das Haus und verbarg sich hinter einem Gebüsch.

Er hatte nicht lange zu warten. Benige Minuten später huschten leise Schritte fast geräuschlos über den Kiesweg . . .

Eine halbe Stunde später fand ein Diener Blake im Arbeitszimmer Sir Miles. Er lag auf dem Boden und aus einer Wunde im Nacken verlief ein schmaler Blutstreifen auf dem Teppich.

Das Ueberfallkommando unter Führung des Sergeanten Muirs und der Arzt trafen fast zu gleicher Zeit ein; Sir Miles und der Colonel einige Minuten später.

Die Situation schien auf den ersten Blick eindeutig genug: Im Arbeitszimmer mußte ein heftiger Kampf stattgefunden haben. Stühle waren umgeworfen, Wäfen zertrümmert. Der Sekretär stand offen und die beiden Holbeins waren verschwunden. Nur die Tatsache, daß die gesamte Dievertschaft in einem Seitenflügel untergebracht war, machte es verständlich, daß die Vorgänge von niemandem gehört worden waren.

Blake hatte das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt. Sir Miles starrte entsetzt auf seinen Kammerdiener, dann auf den erbrochenen Schreibtisch.

„Wo ist der Täter?“ wandte er sich an den Sergeanten, der seine Untersuchungen beendet zu haben schien. „Gedenken Sie vielleicht doch die Verfolgung aufzunehmen oder sonst irgendetwas zu tun? Die beiden Miniaturen repräsentieren einen immensen Wert . . .“

Sergeant Muir zuckte die Achseln. „Den Täter? Nein, den kenne ich noch nicht. — Aber den Komplizen kann ich Ihnen wahrscheinlich zeigen, Sir . . .“

In diesem Moment richtete sich der Arzt auf. „Die Verletzung ist relativ leicht.“ sagte er. „Die Ohnmacht ist offenbar einer Schockwirkung zuzuschreiben. Sonst hätte er eigentlich schon zu Bewußtsein kommen müssen . . .“

Wieder zuckte Muir die Achseln. „Ich habe nichts anderes erwartet. — Im übrigen fühle ich mich berechtigt, Ihnen zu sagen, Sir Miles, daß es mir unangebracht erscheint, in diesem Falle gerade der Polizei Vorwürfe zu machen. In Wirklichkeit sind an diesen Vorgängen eigentlich Sie selbst schuld . . .“

„Was wollen Sie damit sagen?“
„Daß man einen Mann wie Blake eben nicht antastet, wenn man seine Geschichte kennt. — Einen vorbestraften Verbrecher. Noch dazu,

wo wir Sie ausdrücklich vor ihm gewarnt haben; oder besser gesagt, Lady Mildred. —

Natürlich ist das Ganze hier eine Komödie. Einen erfahrenen Kriminalisten kann Blake nicht hineinlegen! Er hat den Einbruch selbstverständlich von einem Helfershelfer vorkäuflich lassen und sich, um die Sache glaubhafter zu machen, eine belanglose Verleumdung beigebracht. . . .

„Sie wollen damit sagen, daß Blake ein vorbestrafter Verbrecher ist? Und ich hatte keine Ahnung. . . .“

„Gewiß, Betrug und Diebstahl. Die Pflicht, sich nach Verbüßung der Strafe in bestimmten Zwischenräumen bei der Polizei zu melden, wurde ihm noch auf Fürsprache Lady Mildreds erlassen.“

Sir Miles ließ sich niedergeschmettert in einen Sessel fallen. „Schrecklich, daß Mildred sich so täuschen lassen konnte! Was also ist jetzt zu tun?“

In diesem Augenblick schien Blake zu sich zu kommen. Ein Zittern ging durch seinen Körper und er schlug die Augen auf. Sein Blick blieb auf Sir Miles haften.

„Entschuldigen Sie diese Vorgänge, Sir“, sagte er mit Anstrengung. „Aber ich hoffe, daß Lady Mildred nicht allzu unzufrieden mit mir sein wird.“

„Wo habt Ihr die Beute versteckt!“ Sergeant Muir postierte sich vor dem Liegenden. Blake schien ihn nicht zu bemerken.

„Glücklicherweise konnte ich das Aergste verhindern, Sir Miles. . . er hat sie nicht be-

kommen. . . ich habe die Miniaturen entfernt, ehe er sich ihrer bemächtigen konnte. . . .“

„Wer?“ fragte Sir Miles, der neben Blake niederknieet war, um sein Geflüster besser verstehen zu können.

„Dieser Dr. Garcon, wie er sich nannte. . . aber ich erkannte ihn. . . aus dem Gesängnis. . . .“

„Donnerwetter!“

„Ja. . . sicher ist es ihm gelungen, Mhlady zu täuschen. . . Er heißt in Wirklichkeit Connor. . . .“

„Terry Connor?“ Sergeant Muir, der den Vorgängen bisher skeptisch gefolgt war, schien plötzlich interessiert. Der Verletzte nickte.

„Einer unserer geriebensten Verbrecher!“ erklärte Muir. „Wir suchen ihn schon lange.“

„Ich dachte mir gleich, daß er hinter den Miniaturen her sei. . . Ich habe sie also auf meinem Zimmer versteckt. — Das war ich Mhlady schuldig, die Vertrauten zu mir hatte, obwohl sie mein Vorleben kannte. . . Die Sandwiches sind übrigens im Rauchzimmer angerichtet, Sir. . . .“

Blake ließ seinen Kopf ermüdet auf das Kissen zurücksinken und die Herren, Sergeant Muir eingeschlossen, entfernten sich auf den Bebenspitzen.

„Und das Kolliste daran ist,“ sagte Sir Miles, als er und der Colonel im Rauchzimmer gemütlich bei Whisky und Sandwiches saßen, „daß Mildred auch diesmal recht behalten hat. . . .“ (Deutsch von Bert Clif.)

ehrliehen Kameraden mit Schimpf und Schande ausgestoßen.“

Dann brach unser Alter zitternd zusammen. Es war klar, daß wir nun alles unternahmen, um Murko seine Ehre wiederzugeben. Ständig fuhr einer in der Welt herum, wir telegraphierten nach allen Himmelsrichtungen — aber resultatlos.

Weder seine Familie, noch seine Freunde wußten das Geringste. Er blieb spurlos verschwunden. —

Zuletzt erfuhren wir, er soll in Polen in einem Bergwerke arbeiten.

Oberleutnant Adam und ich wurden beauftragt, ihm feierlichst seinen Säbel nebst der Beförderung zum Hauptmann zu überreichen und wir fuhrten ab.

In Bistowisch fanden wir zwar einen dreißigen, aber doch lachenden, frohen Murko vor.

Er war erster Ingenieur und lehnte dankend die ihm zugegebene Ehre ab.

„Eine Ehre“ — sprach er, „die man so leicht verliert, wie ich sie verlieren mußte, ist für mich heute keine Ehre mehr.“

Wir saßen noch den Abend fröhlich beisammen und wir beide fuhrten dann resigniert und gedankenvoll nach Hause.

Der fröhliche Mark Twain

Die Quelle

Als Mark Twain einst der Predigt eines berühmten Kanzelredners beiwohnte, näherte er sich ihm nach dem Gottesdienst und sagte:

„Reverend, Ihre Predigt war ganz vorzüglich — aber leider habe ich sie schon vorher einmal Wort für Wort gehört und gelesen!“

Der Prediger bemerkte, daß dies unmöglich sei, weil er diese Predigt Wort für Wort als sein geistiges Eigentum ansprechen könne.

„Ich werde Ihnen morgen das Buch schicken, worin Ihre Predigt Wort für Wort zu finden ist!“ versprach Mark Twain lächelnd.

„Das würde mich sehr interessieren!“ antwortete der Reverend verblüfft.

„Mark Twain fandte dem Prediger am nächsten Tag ein — Wörterbuch. . . .“

Eine Auge Spinne

Als Mark Twain noch Herausgeber einer kleinen Zeitung in Missouri war, erhielt er eines Tages von einem Händler, einem Le'er des Blattes, einen Brief, indem der Schreiber mitteilte, daß er in der Zeitung eine Spinne gefunden habe. Da er abergläubisch sei, wolle er nun gerne wissen, was die zu bedeuten hätte.

„Verehrter Leser“, antwortete Mark Twain prompt im Briefkasten, „daß Sie eine Spinne in der Zeitung fanden, bedeutet für Sie weder Glück noch Unglück. Die Spinne wollte in unserem Blatt nur nachsehen, welcher Kaufmann noch nicht insetiert hat, um dann dessen Laden aufzufuchen, ein Reh vor die Tür zu spannen und dort bis an ihr Ende ein Leben ungestörten Friedens führen zu können.“

Raffaroni

Mark Twains Lieblingspeise waren Raffaroni. Nach einem erfolgreichen Vortrag aus eigenen Schriften, wurde er einmal von neugierigen Reportern im Restaurant belagert, während er gerade den Mund voll jener Speise hatte.

„Warum, Meister,“ fragte da ein junger Interwiewer, „schätzen Sie gerade Raffaroni so sehr. . . ?“

„Weil aus ihren Hohlräumen niemals überflüssige Fragen kommen,“ erwiderte Mark Twain schmunzelnd. Walter Feiler.

Jakob Haringer:

„Verlorene Ehre“

Unser Regiment lag in Es.

Wir Offiziere waren einander gute Kameraden, lediglich der Zehmeister war ein Spieler, — trotzdem keiner von uns ein Wüsterknabe. Seine Spielleidenschaft wirkte auf uns anstrebend.

Wieder saßen wir, wie schon so oft, spät mitternachts in der Messe beieinander. Es lohnte sich ja nicht schlafen zu gehen, denn früh vier Uhr ritten wir zu einer Manöverübung nach E. Wir spielten und tranken und der Verlierende und der Gewinnende waren sich beide gleich klar oder unklar; wer nicht mehr bezahlen konnte, verpfändete dies oder das. Zuletzt jedenfalls hatte Herr von Murko, unser Zehmeister, einen Verlust von siebenhundert Kronen. Er griff in die Tasche und bezahlte sie lächelnd.

Es begann leicht zu werden. Ein herrlicher Tag etc., an.

Wir spritzten im kühlen Wasser herum und ritten in den prächtigen Morgen hinein.

Nach einigen Stunden berichtete uns Murko gleichen, schweißtriefenden Antlitzes, die Regimentskasse sei verschwunden. Und ob sich vielleicht einer von uns einen dummen Wis erlaubt hätte.

Wir verbatan uns das energisch, worauf wir aber doch berieten, was nun zu tun wäre.

Einer machte den Vorschlag, — da wir gerade an einem kleinen Dorfpostamt vorbeisamen —, Murko solle sich den Betrag von seinen begüterten Eltern telegraphisch nach E. anweisen lassen.

Aber ein Judas und Speichellecker unter uns hatte es bereits dem Obersten geäußert. Der Oberst, sonst ein patentier Kerl, dem Murko aber ohnedies ob seiner Spielleidenschaft verhaßt war, hatte bloß ein „Aha!“ dafür und befaß ihn sofort zu sich.

Murko beteuerte dauernd seine vollkommene Unschuld, worauf ihn der Oberst lediglich

um seinen Degen hat und zwei der jüngeren Offiziere zu seiner Bewachung beordnete.

Murko, der den Schaden natürlich — es handelte sich so um zweitausend Kronen — sofort gut machte, legte man nahe, um seinen Abschied einzureichen. Es war eine schimpfliche Ausstoßung aus dem Heere. Nur um keine Schande über das Regiment kommen zu lassen, vertuschte man alles, obwohl sogar im Ehrengerichte der Offiziere die meisten Stimmen für ihn waren. Jedoch ausschlaggebend war die Stimme des Obersten, der dem Spieler schon längst eins versehen wollte, eben oder bloß, weil er ein Spieler war.

Mir tat er sehr leid, denn er war ein prächtiger Burche, mannschaft, — ich hielt ihn unfähig einer ehrlösen Handlung. —

Fast ein Jahr war vergangen, von Murko hörten wir nichts mehr, gar nichts.

Ich hatte eben in unserer Regimentskassette zu tun, als ein Bauer dringendst den Herrn Obersten verlangte. Er hatte ein Paket mit. Ich sagte ihm, er könne es ruhig auch mir sagen, was er aber ablehnte, worauf ich ihn zu unserem Obersten führte.

Dort angekommen, berichtete das Bouverlein, schlägt und wieder, er habe die Tasche mit dem Geld gefunden und gebe sie jetzt zurück.

„Wann er sie gefunden“ — fragte der Oberst. „Ja, vor zirka einem Jahr“, sagte der Bauer, „aber“, fuhr er fort, „weil er damals so viel Verluste hatte, Vieh sei ihm zu Grunde gegangen, habe er das Geld benützt und nun, wo es ihn wieder recht gut gehe, gebe er's halt zurück. . . .“

Der Oberst wurde buetrot, holte aus und gab dem Mann eine Ohrspeise, daß er tammelte.

„Du verdammter Schweinehund“ — brüllte er, „deinetwegen, alter Sauer, haben wir einen

Als noch die gute alte Zeit daheim im Dorfe war

„Ach, die gute alte Zeit!“ Klingt es in Etouffenzern von vielen Lippen unserer Zeitgenossen. Wir sind und werden nicht bezwöhnt und haben gewiß keine Ursache, Loblieder auf die Gegenwart anzustimmen, aber doch haben wir alles Recht, das Sprichwort von der „guten alten Zeit“ ins Reich der Fabel zu weisen. Es wird ja doch nur gedankenlos nachgeplappert! Lassen wir einmal unsere Väter und Großväter erzählen und die alte Zeit an unserem Geist vorüberziehen . . .

In Urgroßvaters Hütte steht der unförmige Stofz eines Bauernofens. Die Urgroßmutter schiebt irdene Töpfe mit Kartoffeln zum Feuer. Sie gebraucht eine zweizinkige Gabel. In einer Nische liegt Bunderschwamm und Feuerstein, den später Schweißläden ablösen. Daß ein Handblaselampfen, ein lobiges Ding, zum Feuermachen schlechthin gehört, wer wird das bestreiten? Der Kienspan tut vielfach noch Dienste und die langen Winterabende beleuchtet rauchend ein Rips-Öllämpchen. Ist es Wunder, wenn die Dunkelstunde, lang ausgebehnt, zum eigentlichen Erlebnis eines Tages zählt?

Was wird übrigens erzählt? Von der Not des Tages und der Zeit. Die Sorge gilt den Kartoffeln, die zum Hauptnahrungsmittel unserer Urgroßeltern gehören; wie oft aber kommt es vor, daß die biederen Leute acht Sad im Frühjahr in die Erde stecken und sechs Sad im Herbst ausgraben! Die selbstverständliche Folge: Die Suppen werden noch dünner! Von einer Romantik der Spinnstuben, die uns heute deuschümeln Professor zu zeigen versuchen, ist bei unseren Vätern keine Rede. Oft zahlen die Garnhändler nur das Material, das die Ähnen verspinnen, besonders dann, wenn die Spinner das Rohmaterial, den Flach, infolge primitiver Spindeln (man unterscheidet Marktspindeln und Webgarnspindeln), nicht voll ausnützen und nur Webgarne erzeugen können.

Vier Ellen mißt der Faden, zwanzig Gebinde sind ein Gebind, zwanzig Gebinde eine Last, drei Haspeln ein Strähn. — Viele Strähne aus einem Quantum Flach herauszuspinnen, ist die Kunst und der Vorteil des Spinners. Nach seinen Garnen ruft der Markt, nach Webgarnen ist wenig Nachfrage. Einzuscheiden ist, daß der Garnhändler — ein gerissener Bursche — jederzeit seinen Vorteil voll wahrnimmt und auszunützen versteht. Wie nun ein Leben fristen, wenn saure Arbeit lediglich eine Zugabe ist? „Vogeltritt“ — Würden um Würden Reisig sammeln da die Leute und verbrennen sie zu Asche, um aus dem Erlös der Asche Lebensmittel zu kaufen, sind doch der „Aßmann“ und das „Rubenweiß“, das irdene Töpfe bringt, Berg als Zahlungsmittel nimmt, keine seltene Erscheinung in unseren Dörfern.

Daß zur Aussteuer jeder Braut Spinnroden und Spinnrad, dieses oft in künstlicher Ausführung, gehören, beschönigt nicht die harte Tatsache, daß das Leben eben nur ein kümmerliches Vegetieren ist, hören wir doch, daß Sirse drei ein seltenes Geburtstagsessen, Auszug-Häfchen aus Roggenmehl ein außerlesenes Sonntagsgericht, Brot aus Hafermehl eine Schmeckostergabe sind . . .

Ein Beispiel aus dem Jahr 1847. Meine Urgroßmutter war Braut. Sie hatte eine Aussteuer von 100 Gulden „Scheingeld“ (Geld in Scheinen) in bar. Für dieses Geld wurde Großvaters Geburtshaus hergerichtet. Die nötigen Dachsparren und ein Schoß Stroh auf das Ge-

sperr verschlangen das kleine Heiratsgut, Typisch war der Anfang der Ehe. Mein Urgroßvater, ein gelernter Handwerker, webte Zanette. Für 30 Ellen (20 Meter) gewebte Zanette, tauschte er „ein Viertel“ (20 Kg.) Safer. Die Mühle gab Hafermehl; dieses wurde aber nicht verboden, sondern in die verschlebenden Suppen eingerührt. Der Volksmund gebrauchte für dieses Einrühren heute noch das Wort: „Sebla“ . . .

Während ich das alles niederschreibe, rollt ein modernes Sanitätsauto in mein Dorf. Die eigentümliche Stimme der Sirene schreit die Führer neben dem Straßenband und läßt die Anrainer für einen Augenblick aufhören. Ein Kind hat Scharlach. Es ist ein Ereignis in der Nachbarschaft und doch wieder feins. In sechs Wochen spielt der kleine Patient wieder, wie zwei Tage vor seiner Erkrankung. Anders war es damals. Von familiären Einrichtungen keine Spur. Weit und breit gab es keinen Arzt. Ein Vater kurierte schlecht und recht ohne antiseptische Mittel in der Stadt; in den Dörfern blühte die Quacksalberei. Kam eine Krankheit und halfen Hausmittel nicht mehr, so liefen Mäimlein und Weiblein stundenweit mit dem „Wasser“ der Kranken zu irgend einen Kräutermann. Genah der Patient, war S. ude im Haus, starb er, trotz Koxkur des „G-Jerhanfl“, fand das Sprichwort parat: „Für den Tod ist eben kein Kraut gewachsen“. Neuzerst beliebt war das „Wesprechen“ der Kranken. Blinder Aberglaube leistete auf diesem Gebiet Unglaubliches. Auf blutende Wunden zu urinieren oder Spinnennetze aufzulegen, war allgemein gebräuchlich. Freilich böß sah es aus, wenn die garigenen Pöden lamten. Und die Pöden kamen mit der Regelmäßigkeit allen Anglücks. Häuser, darin Kranke an Pöden darniederlagen, wurden in einem gesunden Instinkt gemieden; man rief sich den „guten Morgen“ von weitem über Häune und Stege zu. Mitleidige Menschen (einen warmen Hauch ehlicher Anteilnahme gab es immer) stellten das Krankensüpplein viele Schritte weit weg vor das Haus. Dank der obligatorischen Serumimpfung sind die Pöden ausgestorben; nur wenige Menschen tragen heute nur noch Pödenarben, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber war von Karben manchmal eine ganze Generation einstellt.

Das Dorf wurde regiert von der Dreifaltigkeit: Erdbrieger, Pfarrer und Schulmeister, der, als nebensächlicher Geist, die untergeordnete Rolle eines Büttels spielte. In der Schule gab es im Beisein von Pfarrer und Erdbrieger, der ungefähr dem heutigen Vorsteher entsprach, Stodhiebe und vor aller Offenlichkeit beschämenden Tadel, die kindliches Selbstbewußtsein zerstörten. Je ärmer das Kind, je mehr wurde es gedemütigt. Mein Vater selbst erzählt noch aus seiner Schulzeit Dinge, die mehr als ellenlange Abhandlungen gegen die „alte Zeit“ zeugen. Dem kleinen Endlicher harben rasch nach einander Vater und Mutter. Für ein armes Kind beginnt nun ein Dornenweg, für den uns heute alle Maßstäbe fehlen. Mit dem Schulranzen unter dem Arm, die blau-rotenen Hände in der Tasche, durchzieht er sein Heimatdorf, heute bei dem, morgen bei jenem Nachbar. In der Ferne suchend und Herberge erbittend. Eine Schütte Stroh im Stall wird sein Bett, jedes Essen Gnade und jeder Tag wird Qual. Zwei alte Frauen, eine Strumpfwirkerin und eine Kreislerin, reiden ihm hin und wieder eine

Schale Kaffee. Diese Tat warmer Menschlichkeit mißfällt dem Vorsteher. Er erklärt: „Die beiden Urscheln werden den Jungen zu Tode füßtern oder zumindest einen Bielfraz ergeben.“ Kraft seines Amtes nimmt der Erdbrieger den Jungen zu sich und hat — ein Mädchen für alles. Jetzt setzt es für jedes Vergehen zweimal Strafe, einmal beim Richter, das nächstmal in der Schule. Einmal ist der Junge zwei Tage spurlos verschwunden. Wo steht er? Aus Angst vor Schule und Haus zwischen zwei großen Spreukörben in der Futterkammer, wo ihn die Stalldirt nach zwei Tagen halberhungen aufhob . . .

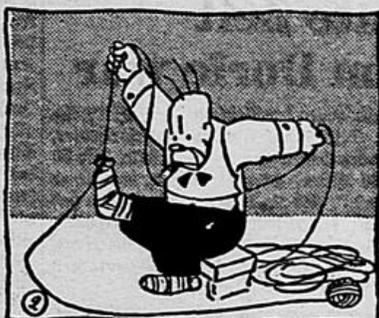
Bis in die Sechzigerjahre hinein ist die Christenlehre obligatorisch. Sonntag für Sonntag kreutz der Pfarrer seine Füßler bis ins intimste Familienleben und nimmt Seele und Geist unter seine schwarzen Fittige. Den Lesern, die ihren Aufstieg zum erheblichen Teil Sozialdemokraten verdanken, sei hier in Erinnerung gebracht, daß die Schule von damals ein Stiefkind der Gesellschaft und der Lehrer ein Handlanger der Meiden war. Jede Reform stieß auf jähnen Widerstand.

Wir lassen uns nun etwas von der Dorfgemeinschaft erzählen, die angeblich ein süßes des Dach aller armen Teufel gewesen ist. Der Abend unter der Dorfbinde verblaßt aber und verliert allen Zauber, wenn wir die damaligen Zustände wirklich untersuchen. Die Kontrolle über das Gefinde hatte der Hausvater. Das Gefinde schloß keine Dienstboten vor Unrecht. Freizügigkeit unter einem Jagd gab es nicht. Unter Umständen konnte ein Jahr eine Ewigkeit dauern. Es kam oft und oft vor, daß der „Herr“ um zehn Uhr nachts in die Magdeklammer schlief, um sich zu überzeugen, ob die Ditt ohne „Schab“ schlief. Das Recht der ersten Nacht war längst aufgehoben, praktisch aber wurde das Jus prima noctis unter der Decke der sogenannten Volksgemeinschaft illegal ausgeübt.

Nicht besser als den Knechten und Mägden ging es den Tagelöhnern, die nur periodisch in den Betrieb: Landwirtschaft eingeschaltet wurden. Die Zeit der Ernte verlangte Arbeitskräfte. Das Tagewerk begann um fünf Uhr morgens. Der Tagelöhner mußte mithelfen, sein Frühstück zu bereiten. Brot wurde in Scheiben in eine große Gefindebüchse gebroxt. Darüber lam die dünne Milchsuppe. Keller konnte weder das Gefinde noch der Tagelöhner. Aus der Schüssel wurde von allen die Suppe gelöffelt. — Mag sein, daß das Tempo eines Arbeitstages keinen Vergleich mit heute aushielte, doch die Länge eines solchen, das Fehlen maßstabeller Hilfsmittel holte aus den Leuten heraus, was eben aus ihnen herauszuholen war. Zum zweiten Frühstück und zur Pause gab es Brot, Butter und Quark. Der Quark war in einer Holzschüssel mit Schnittlauch verrührt und seine Menge war unerschöpflich. Die berühmte Quarkschnitte, mit der man in Zeiten der Not so gerne jongliert, stammt vielleicht aus jenen Tagen, wo unsere Väter und Mütter Hilfsdienst auf der Scholle leisteten, aber sie ist uns nicht das Symbol der Volksgemeinschaft und wird es auch nicht werden.

Wenn wir nun zum Abschluß die „gute alte Zeit“ mit dem „Geute“ vergleichen, so finden wir, daß von ihrer Güte die armen Leute nichts merken und wir finden, daß jede Zeit an die Menschen ihre besondere Fülle von Aufgaben stellt. Mag sein, daß sich uns die Probleme der Zeit schroffer und launter entgegenrücken, mag sein, daß die Fülle des Geschehens weniger Atemhaufen gönnt, — aber eines ist sicher: wir wollen nicht mit dem Menschen von gestern tauschen!

Josef Seigel.



Copyright P. L. B. Ben & Copenhagen



Adamson ist Junggeselle

Ballade

Es war einmal ein Ball. Der Ball war rot.

Zwei kleine Knaben warfen ihn hoch in die blaue Luft — zwei übermütige Knaben.

Da fiel der rote Ball in einen alten Park, der hinter einer gelben Mauer lag.

Die beiden Knaben konnten nicht hinüber — weg war der Ball.

Sie tockten sehr.

Der Ball fiel unter eine Trauerweide an einem silbergrauen Teich.

Dort lag er still.

Das Hündchen kam daher, heroch den Ball und stieß ihn unter eine braune Bank.

Auf dieser Bank saß Hänsel bei der Gretel: die sahen nicht den Ball, die sahen nur sich selber. Sie redeten und lachten viel. Sie lügten sich und gingen weg.

Der Ball blieb da.

Die Kindertante kam mit Lieschen an. Sie setzten sich auf diese Bank am Teich.

„Such mal! der schöne Ball,“ rief Lieschen aus. „Ich will ihn haben!“ Sie bückte sich und hob den Ball mit ihren kleinen Händchen hoch.

„Laß das!“ sagt streng die Kindertante und klappt den Ball zurück. „Wir wissen nicht, wem er gehört, es ist nicht deiner!“

So stieß denn Lieschen mit dem Fuß den roten Ball ins grüne Gras.

Die beiden gingen weg. Der Ball blieb da.

Der Dichter nahte: er fand den Ball so rot, das Gras so grün, den Teich so grau . . . Er ließ sich nieder auf die Bank.

Er phantasierte:

Da ward der Ball zum Erdball ihm, das Gras bedeckte weite Ebenen und silbern leuchtete der Ozean . . .

Woll Eifer schrieb er alles in sein Buch. Dann ging er weg. Der Ball blieb da.

Der Abend rief: noch einmal flammt rot der kleine Ball. Die Sonne sagt: „Gut Nacht, nun ist es aus!“

Man sieht nichts mehr — verschwunden ist die Welt: der Ball, die Bank, der Baum, der Teich, der Mann, die Frau mit Lieschen und das Liebespaar . . .

Zwei Knaben spielten einmal Ball . . .

Der Ball war rot.

Lina Frenzer.

Eine Spielhöhle für Proleten

Die Jagd nach dem Glück, die Sucht nach Gewinn, scheint ein dem Menschen angeborener Trieb zu sein. Der Kapitalist bestrebt ihn in den Spielhöhlen Monte Carlos oder anderer Weltstädter, wo er ein Vermögen einsetzt — und in besonderen Glücksfällen — ein Vermögen gewinnt. Der Prolet bringt sein hart erarbeitetes Geld in Spielhöhlen, die zwar einen weit niedrigeren Einsatz verlangen, ihm aber dafür durch raffinierte Methoden oft den letzten Groschen aus der Tasche ziehen.

Auf einem Boulevard des Pariser Studentenviertels Quartier Latin sah ich einen dergleichen Spielbetrieb. Der Inhaber hatte einen Laden mit zwei riesigen Schaufenspielen und drei großen Räumen mit Spielautomaten jeder Art ausgestattet. Schon von 10 bis 25 Centimes an konnte hier jeder sein Glück versuchen. (1 Centime = ungefähr 13 Heller.) Allerdings suchten die Besucher lieber die teureren Automaten zu 1 bis 2 Francs auf, wo man Taschengeld, Zülfederhalter und Konjekt gewinnen konnte. Diese Dinge lagen verführerisch unter Glas und ein kleiner verstellbarer Kran mußte sie herausholen. Zwischen den Sachen lag billiges Zunderzeug als „Trostpreis“.

Ich beobachtete einen Spieler, einen älteren Arbeiter. Er holte eine Hand voll Francstücke (1 Francs = 1.30 Kč) aus der Tasche und stellte den Kran auf ein Feuerzeug ein. Sechsmal warf er ein Francstück herein, sechsmal versor er sein Geld. Hörte er nun auf? — Keineswegs! Denn hier einmal dem Spielteufel verfallen ist, den läßt er nicht los. Er spielte noch mit wechselndem Glück an anderen Automaten, zur Freude des Besitzers, der nur zu gern an der Kaffe passendes Geld wechselte. Ein nicht gerade wohl genährt aussehender Künstler verspielte an einem der billigen Geldautomaten mindestens sechs Francs, ein Betrag, der für ein gutes Mittagessen gereicht hätte. Aber viele der Spieler — die meisten waren Arbeiter — mögen wohl mehr Geld dort gelassen haben.

Eigentlich wären die ausgestellten Gegenstände, deren Qualität nicht genau zu erkennen war, in jedem Warenhaus zu angemessenem Preis und nach freier Wahl zu haben gewesen. Aber gerade die Ungevißheit, ob und welcher Gegenstand ihm zufallen könnte, lockt unüberlegten Menschen ihr schwerverdienenes Geld aus der Tasche und schenkt es jenen zu, die um des Gewinnes willen die misleiteten Triebe ihrer Mitmenschen auszunutzen verstehen. R. G.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22. Post Modlan bei Teplitz-Schöbau.

Schachaufgabe Nr. 323.
Von A. von Ohlsen.
(Sammlung Soliebücher.)

Schwarz: Kc4, Sc6, o7, Ba6. (4)



Weiß: Kb3, Dh5, Td5, Lf4, Sc2, Ba5, b4, f3. (8)
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 317: Sc4—d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Anton, Schöbritz: Dinnebelt Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Wanisek Franz, Hertine; Hahl Erwin, Schindler Robert, Holfeld Otto, Lohmüller Hans, Tyle Vladimir, Chimiak Theo, Freundl Anton, sämtliche Nestersitz; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Serbitz; Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig, König Anton, Steinwits Hans, sämtlich Kwitkau; Tritsch Gustav, Wistorschau; Ulbert Erich, Klutschkau.

Aus den Sektionen

Das Vereinsturnier der Sektion Nestersitz fand mit nachfolgenden Ergebnissen seinen Abschluß: Vereinsmeister wurde Gen. Erwin Hahl mit 12½ Punkten. Nach ihm erreichten Punkte: Tyle 11, Patz 10½, Saslik 9, Renner 8½. Habelt 8½, Freundl 7½, Tomann 7, Schindler und Lohmüller je 6½, Holfeld Jun., Chimiak Theo und Chimiak J. Je 4, Holfeld sen. 3½ und Tauche 2 Punkte.